

Zur Bedeutung der Sprachspielkonzeption für eine kommunikationsorientierte Linguistik

Jan Georg Schneider (Landau)

1. Einleitung
2. Zur Genese des Sprachspielbegriffs
3. Zur systematischen Bedeutung der Spielanalogie
4. Regel und Öffentlichkeit – zur Radikalität des wittgensteinschen Ansatzes
5. Die Sprachspielkonzeption in der Linguistik
- 5.1 Pragmatik (Sprechhandlungstheorie, Ethnomethodologie/
Konversationsanalyse)
- 5.2 Textlinguistik/Text und Bild
- 5.3 Grammatiktheorie/Systemlinguistik
6. Schlussbemerkung – Sprachkompetenz als Sprachspielkompetenz
7. Literaturverzeichnis und verwendete Abkürzungen
- 7.1 Verzeichnis der verwendeten Abkürzungen
- 7.2 Literaturverzeichnis

1. Einleitung

Die naturgemäß enge Verbindung von Sprache und Kommunikation ist in den heutigen Geistes- und Sozialwissenschaften keine Selbstverständlichkeit. Kommunikationswissenschaftler haben eher einen publizistischen, psychologischen oder soziologischen Hintergrund als einen linguistischen oder sprachphilosophischen. Auch hat die linguistisch und philosophisch geprägte Medialitätsforschung in der Kommunikationswissenschaft kaum Fuß fassen können. – Dass es dennoch große Schnittmengen zwischen den Gegenstandsbereichen der Sprach-, der Kommunikations- und auch der Medienwissenschaft gibt, zeigt z. B. die Konzeption des vorliegenden Bandes: In „linguistischen Typologien der Kommunikation“ ist eine starre Trennung der genannten Disziplinen weder durchhaltbar noch gewollt noch wünschenswert. Wie es in Abschnitt 1 der Einführung zu diesem Band heißt, soll hier, anknüpfend an einen IDS-Band aus dem Jahre 1986, u. a. der „Zusammenhang von sprachlichem Handeln und gesellschaftlich-kultureller Ordnung“ rekonstruiert werden. Es geht nicht um Textmuster für sich betrachtet, sondern um ihre Einbettung in „Handlungsspiele“ (Schmidt 1973:234), „activity types“ (Levinson 1979) oder „kommunikative Praktiken“ (Fiehler 2000) und ihre Wechselwirkung mit ihnen. Insofern erscheint es naheliegend, die Relevanz der wittgensteinschen Sprachspielkonzeption

tion, die die Verwobenheit von verbalem und nichtverbalem Handeln betont wie kaum ein anderer Ansatz, in einem solchen Kontext und vor dem Hintergrund einer veränderten linguistischen Forschungslandschaft neu auszuloten.

Nach einer kurzen Darstellung der Genese des Sprachspielbegriffs (Abschnitt 2) wird seine Bedeutung im Gesamtkontext der Spätphilosophie Wittgensteins herausgearbeitet (Abschnitt 3 und 4), um dann im fünften Abschnitt zu zeigen, auf welchen Wegen die Sprachspielkonzeption – historisch betrachtet – in die linguistische Theoriebildung gelangte und welche Rolle sie hier in Zukunft spielen könnte. Dies wird am Beispiel von drei sprachwissenschaftlichen Forschungsgebieten bzw. Disziplinen gezeigt: der linguistischen Pragmatik (5.1), der Textlinguistik (5.2) und der Grammatiktheorie (5.3).

2. Zur Genese des Sprachspielbegriffs

Das Wort *Sprachspiel* taucht bei Wittgenstein erstmals in einem Typoskript von 1932 auf (TS 211:578). In den folgenden fast zwanzig Jahren bis zu seinem Tode 1951 entwickelt er diesen zentralen Begriff seiner Spätphilosophie weiter, wobei im Laufe der Zeit unterschiedliche Gesichtspunkte im Vordergrund stehen.¹ Ein durchgängiges Motiv ist die Betonung der prinzipiellen Kontextgebundenheit sprachlicher Ausdrücke. – Diesen auf Frege zurückgehenden Gedanken hatte Wittgenstein schon im *Tractatus* ansatzweise formuliert: „[...] nur im Zusammenhange des Satzes hat ein Name Bedeutung“ (Tlp 3.3). Im Spätwerk erweitert und radikalisiert Wittgenstein diese Idee nun immer mehr. Von der Einsicht geleitet, dass die Kenntnis eines Satzes nicht genügt, um die Bedeutung eines sprachlichen Ausdrucks ermitteln zu können, entwickelt er zunächst den Gedanken des Satz-Systems (WWK:64ff., 89ff.; PB:59) und beschäftigt sich in den frühen Dreißigerjahren zunehmend mit den Begriffen ‚Regel‘ und ‚Kalkül‘.

Der Ausdruck *Kalkül* betont die Relevanz des Kontextes, in welchem ein sprachlicher Ausdruck eine bestimmte Funktion hat. In seiner mittleren Schaffensperiode zieht Wittgenstein dabei wiederholt die Schachspiel-Analogie heran, um den Systemcharakter der Sprache zu illustrieren und den Umstand hervorzuheben, dass die Verwendung sprachlicher Ausdrücke regelgeleitet ist.² Eine Zeit lang verwendet Wittgenstein die Ausdrücke *Kalkül* und *Sprachspiel* synonym (Glock

1 Zu den ‚Etappen‘ des Sprachspielbegriffs vgl. Schulte (1989:138ff.).

2 Vgl. u. a. WWK (103ff.) – Auch in den *Philosophischen Untersuchungen* taucht die Schachspiel-Analogie an mehreren Stellen auf (PU 31, 108, 561–568).

2000:325); er bemerkt allerdings schon recht früh, dass der Kalkülbegriff möglicherweise irreführende Assoziationen hervorruft: Zwar vergleichen „wir in unsern Diskussionen die Sprache beständig mit einem Kalkül, der sich nach exakten Regeln vollzieht“; dies sei aber – so Wittgenstein weiter –

eine sehr einseitige Betrachtungsweise. In der Praxis gebrauchen wir die Sprache sehr selten als einen derartigen Kalkül. Nicht nur, daß wir nicht an Regeln des Gebrauchs – an Definitionen etc. – denken, wenn wir die Sprache gebrauchen; in den meisten Fällen sind wir nicht einmal fähig, derartige Regeln anzugeben, wenn wir danach gefragt werden. Wir sind unfähig, die Begriffe, die wir gebrauchen, klar zu umschreiben; nicht, weil wir ihre wirkliche Definition nicht wissen, sondern weil sie keine wirkliche ‚Definition‘ haben. Die Annahme, daß sie eine solche Definition haben müssen, wäre die Annahme, daß ballspielende Kinder grundsätzlich nach strengen Regeln spielen (BIB:49).

Wittgenstein verdeutlicht hier den Unterschied zwischen expliziter und impliziter Regelkenntnis, zwischen Knowing-that und Knowing-how. Der Kalkülbegriff ist insofern einseitig, als er die Notwendigkeit einer expliziten Kenntnis von Anwendungsregeln suggeriert und außerdem die Vorstellung nahelegt, die betreffenden Ausdrücke müssten exakt definiert werden (Schulte 1989:139). Dies ist wohl einer der wichtigsten Gründe dafür, dass Wittgenstein den Kalkülbegriff in den 1953 posthum erschienenen *Philosophischen Untersuchungen* eher distanziert und eng verwendet (PU 81, 136, 559, 565), die Spiel-Metapher dagegen emphatisch auf die gesamte Sprache ausdehnt (PU 7, 23; vgl. Glock 2000:325). Anders als ein Kalkül folgt ein Sprachspiel zwar bestimmten Regeln, ist aber nicht vollständig durch diese festgelegt (PU 84).

Die Analogie zum Spiel ist (nicht nur) hier suggestiv und assoziationsreich: Obwohl es Spiele gibt, die kalkülartig funktionieren, also durch Regeln festgelegt sind (z. B. Schach), gilt dies keineswegs für alle Spiele. Ballspielende Kinder verfahren in den meisten Fällen wohl nicht nach strengen Regeln. Bei vielen Spielen ist es sogar möglich, die Regeln im Zuge wiederholter Anwendungen zu verändern: „Und gibt es nicht auch den Fall, wo wir spielen und – ‚make up the rules as we go along‘? Ja auch den, in welchem wir sie abändern – as we go along“ (PU 83).

3. Zur systematischen Bedeutung der Spielanalogie

Der Sprachspielbegriff ersetzt den Kalkülbegriff aber nicht nur deshalb, weil Wittgenstein hiermit eine veränderte Auffassung davon zum Aus-

druck bringen will, was es heißt, einer Regel zu folgen³, sondern er dient auch zur Betonung einiger weiterer Aspekte:

- (1) Ebenso wie viele sonstige Spiele sind auch Sprachspiele sozial geteilte Praktiken, in denen verbale und nichtverbale Tätigkeiten regelmäßig miteinander verbunden sind, was sich schon an solch einfachen Sprachspielen wie einem Einkauf im Bioladen veranschaulichen lässt: Ich betrete den Laden, begrüße den Verkäufer, lege die Waren in den Einkaufswagen, frage vielleicht noch nach dem einen oder anderen Lebensmittel, das ich nicht auf Anhieb finde, suche mir aus dem Regal hinter der Ladentheke ein Brot aus, das ich mir vom Verkäufer geben lasse, lege die Waren auf die Theke. Der Verkäufer tippt die Preise ein, nennt mir den Endpreis, ich bezahle, erhalte Rückgeld, packe die Waren in eine Tüte, wir plaudern vielleicht noch etwas und verabschieden uns: Alle diese verbalen und nichtverbalen Tätigkeiten gehören zum Sprachspiel, ebenso die Dinge, die wir zum ‚Spielen‘ benötigen: Waren, Einkaufswagen, Kasse, Geld, Tüte usw. – In PU (7) heißt es dementsprechend: „Ich werde auch das Ganze: der Sprache und der Tätigkeiten, mit denen sie verwoben ist, das ‚Sprachspiel‘ nennen“ (PU 7).
- (2) Ebenso wie viele Spiele sind auch Sprachspiele prinzipiell offen und erweiterbar. Am pointiertesten formuliert Wittgenstein diesen zentralen Gedanken in PU (23):

Wieviele Arten der Sätze gibt es aber? Etwa Behauptung, Frage und Befehl? – Es gibt unzählige solcher Arten: unzählige verschiedene Arten der Verwendung alles dessen, was wir ‚Zeichen‘, ‚Worte‘, ‚Sätze‘, nennen. Und diese Mannigfaltigkeit ist nichts Festes, ein für allemal Gegebenes; sondern neue Typen der Sprache, neue Sprachspiele, wie wir sagen können, entstehen und andre veralten und werden vergessen.

Eine Sprache ist für Wittgenstein kein geschlossenes, starres System, sondern eine offene Menge veränderlicher Sprachspiele.

- (3) Ebenso wie Spiele müssen auch Sprachspiele als kulturelle Praktiken in irgendeiner Weise gelernt werden. Hierbei ist nicht in erster Linie daran zu denken, wie Erwachsene eine Fremdsprache erlernen, sondern daran, wie Kinder ihre Muttersprache erwerben. Wittgensteins Auffassung nach ist das „Lehren der Sprache“ hier nämlich „kein Erklären, sondern ein Abrichten“ (PU 5).

Mit dem drastischen, oft missverstandenen Begriff der ‚Abrichtung‘ ist eines der wichtigsten Argumente für die von Wittgenstein konstatierte prinzipielle Unhintergebarkeit des Sprachzeichengebrauchs verbunden: „Hinweisende Definitionen“ können nicht konstitutiv für den Sprach-

3 Zum Regelaspekt vgl. unten Abschnitt 4.

erwerb sein, da das Kind „schon etwas wissen (oder können)“ muss, um diese zu verstehen (PU 30). Der Spracherwerbsprozess läuft also zunächst nicht über explizit gemachte Regeln ab, sondern das Kind wird in eine bestimmte Praxis eingeübt. Der in der Abrichtung eingeübte Gebrauch lässt sich normalerweise nicht sinnvoll in Frage stellen. Natürlich kann ein Kind z. B. fragen „Warum heißt diese Farbe *grün*?“ – eine befriedigende Antwort darauf wird es allerdings nicht erhalten. Sätze wie *Grün ist eine Farbe* nennt Wittgenstein „grammatische“ bzw. „grammatikalische Sätze“ (PU 251, 458). Solche Sätze sind dadurch charakterisiert, dass sie sich weder sinnvoll begründen noch bestreiten lassen; vielmehr kommen in ihnen semantische Regeln zum Ausdruck: Der Satz *Grün ist eine Farbe* erläutert den Gebrauch des Wortes *grün*; in ihm wird eine jener kulturspezifischen Selbstverständlichkeiten offengelegt, die unserem alltäglichen Handeln zugrunde liegen.

Natürlich geht es dem Philosophen Wittgenstein mit der Einführung des Abrichtungsbegriffs nicht um empirische Spracherwerbsforschung; vielmehr dient er ihm zur Entfaltung eines erkenntnistheoretischen Grundarguments: In der Abrichtungssituation ist für Wittgenstein der „harte Fels“ erreicht, wo sich der „Spaten zurückbiegt“ (PU 217), wo die philosophischen Erklärungen am Ende sind. Da jede Erklärung sich bereits innerhalb einer entwickelten Sprache abspielt, können wir letztlich weder den Spracherwerbsprozess noch die Sprache als ganze erklären bzw. begründen. Wir können uns nicht außerhalb ihrer aufstellen und sie und die „Welt“ von einer Metaebene miteinander vergleichen – hierin liegt die eigentliche Pointe des Abrichtungsbegriffs:

Wenn ich über Sprache (Wort, Satz etc.) rede, muß ich die Sprache des Alltags⁴ reden. Ist diese Sprache etwa zu grob, materiell, für das, was wir sagen wollen? Und wie wird denn eine andere gebildet? [...] Daß ich bei meinen Erklärungen, die Sprache betreffend, schon die volle Sprache (nicht etwa eine vorbereitende, vorläufige) anwenden muß, zeigt schon, daß ich nur Äußerliches über die Sprache vorbringen kann.

Ja, aber wie können uns diese Ausführungen dann befriedigen? – Nun, deine Fragen waren ja auch schon in dieser Sprache abgefaßt; mußten in dieser Sprache ausgedrückt werden, wenn etwas zu fragen war! (PU 120)

Mit diesen Überlegungen wendet sich Wittgenstein gegen seine eigene frühere Sprachauffassung, die noch von der Idee getragen war, die Logik der Sprache ließe sich in äußerster „Kristallreinheit“ darstellen (PU 107). Wittgenstein ist nun der Ansicht, dass auch eine logische ‚Idealsprache‘ letztlich nur aus der kontingenten Grammatik einer natürli-

4 Der Ausdruck *Sprache des Alltags* ist hier nicht im Sinne einer bestimmten Varietät (etwa einer ‚Umgangssprache‘ o. ä.) zu verstehen, sondern als Gegenbegriff zu einer ‚Idealsprache‘, wie sie Wittgenstein im *Tractatus* postuliert und entwickelt hatte.

chen Einzelsprache hergeleitet werden könne und dass ein Verstehen von Sprache nur möglich sei, wenn man auch „die Tätigkeiten, mit denen sie verwoben ist“ (PU 7), die nichtverbalen Äußerungsumstände und ‚Domänen‘, berücksichtigt. Und dies gelte nicht nur für die Beschreibung des tatsächlichen Sprachgebrauchs, sondern auch für die Konstruktion fiktiver Sprachspiele (wie etwa in PU 2 und 8), denn: „Eine Sprache vorstellen heißt, sich eine Lebensform vorstellen“ (PU 19).⁵

Die Lebensform- bzw. Kulturbedingtheit unserer Sprachspiele wird uns meistens erst dann wirklich bewusst, wenn wir mit fremden Kulturen konfrontiert werden, in denen möglicherweise ganz andere „Gepflogenheiten“ (PU 199) gelten. Gerade mit der Erfindung fremdartiger Sprachspiele lässt Wittgenstein dem Leser das Selbstverständliche als weniger selbstverständlich erscheinen, wobei stets der Zusammenhang von sprachlicher Äußerung und anderem Handeln ins Blickfeld gerückt wird: „Das Wort ‚Sprachspiel‘ soll hier hervorheben, daß das Sprechen der Sprache ein Teil ist einer Tätigkeit, oder einer Lebensform“ (PU 23).

4. Regel und Öffentlichkeit – zur Radikalität des wittgensteinschen Ansatzes

Sprachspiele sind veränderliche, kulturell gewachsene und erworbene Praktiken mit verbalen und nicht verbalen Anteilen. Die eigentliche Pointe der Spiel-Metapher liegt jedoch in der revidierten, innovativen Regelauffassung des späten Wittgenstein, die wiederum auf das Engste mit der Idee des öffentlichen Charakters von Sprache verbunden ist. Bekanntlich ist zwar der vieldiskutierte Versuch unternommen worden, Wittgensteins Argumentationen zum Regelfolgen von denjenigen zur Unmöglichkeit einer privaten Sprache abzutrennen und ihm einen „Regelskeptizismus“ zu unterstellen.⁶ Ein solcher Regelskeptizismus wurde jedoch von Wittgenstein explizit zurückgewiesen und als Missverständnis bezeichnet (PU 201f.). Viel plausibler ist es daher, die Argumentationen zu Regelfolgen und Privatsprache als Einheit zu begreifen. Man kann sogar die gesamten *Philosophischen Untersuchungen* als eine Sammlung von Argumenten, Beispielen, Szenarien und Geschichten – Wittgenstein selbst spricht im Vorwort von „Landschaftsskizzen“ (PU 231) – verstehen, die letztlich allesamt dazu dienen, die logische Unmöglichkeit einer Privatsprache und damit den per se öffentlichen, sozialen, interaktiven Charakter von Sprache zu erweisen und aufzuzeigen.

5 Zu Wittgensteins Begriff der Lebensform vgl. Schulte (1989:142ff.).

6 Kripke (1982); kritisch hierzu J. G. Schneider (2002:86–92).

Einer der eindrucksvollsten und zu Recht meistzitierten Gedanken, die Wittgenstein zur Stützung seiner Auffassung vom öffentlichen Charakter der Sprache formulierte, ist das Tagebuchszenario in PU 258. Der Leser wird darin aufgerufen, sich folgenden Fall vorzustellen. Jemand möchte über das Wiederkehren einer bestimmten Empfindung ein Tagebuch führen. Dazu „assoziiert“ er diese Empfindung mit dem „Zeichen“ E und notiert täglich, wenn er die Empfindung hat, dieses Zeichen. Eine Definition des Zeichens lässt sich – so Wittgenstein – nicht aussprechen, denn E soll ja ein privates Zeichen sein, das nicht Teil einer öffentlichen, intersubjektiv verstehbaren Sprache ist. Die Frage ist also: Kann der Tagebuchschreiber, völlig losgelöst von einer Sprechergemeinschaft, das Zeichen E durch eine private Ostension definieren, auf diese Weise eine mehr oder weniger stabile mentale Brücke zwischen dem Zeichen E und der Empfindung aufbauen? Dies soll dadurch geschehen, dass er das Zeichen hinschreibt und dabei seine Aufmerksamkeit auf die Empfindung konzentriert, somit „im Inneren“ auf sie „zeigt“. Wittgenstein argumentiert nun, dass auf diese Weise keine sprachliche Bedeutung festgelegt werden kann: Sich die Verbindung zwischen E und der Empfindung durch „Konzentrieren der Aufmerksamkeit“ einzuprägen könne doch nur heißen: Dieser Vorgang bewirkt, dass ich mich in Zukunft richtig an die Verbindung erinnere. Im Falle der privaten Hinweisdefinition habe man aber kein von der Sprecherperspektive unabhängiges Kriterium für die Richtigkeit: „Man möchte hier sagen: richtig ist, was immer mir als richtig erscheinen wird. Und das heißt nur, daß hier von ‚richtig‘ nicht geredet werden kann“ (PU 258).

Der Tagebuchschreiber verwickelt sich in einen logischen Zirkel: Um zu wissen, was das Zeichen bedeutet, müsste er die richtige Erinnerung an die Empfindung hervorrufen; um diese Erinnerung hervorrufen zu können, müsste er aber schon wissen, was das Zeichen bedeutet (vgl. Kenny 1974:27). Diesem Zirkel kann er nur durch das Vorhandensein mindestens eines anderen Sprechers entgehen, mit dem er den Zeichengebrauch teilt und der ihn gegebenenfalls korrigieren kann. Das heißt nicht, dass das Zeichen dann exakt definiert würde – was normalerweise auch gar nicht nötig ist –, sondern nur, dass sich ein sozial geteilter Gebrauch einspielen könnte. Einige Abschnitte weiter vergleicht Wittgenstein den Sprecher der vermeintlichen Privatsprache mit einer Person, die mehrere Exemplare der heutigen Morgenzeitung kauft, um sich zu vergewissern, dass sie die Wahrheit schreibt (PU 265). – Damit ein sprachliches Zeichen als Einheit von Signifiant und Signifié entstehen kann, bedarf es einer Sprechergemeinschaft, die den Gebrauch korrigieren und sanktionieren kann und es somit ermöglicht, das Zeichen in Differenz zu anderen Zeichen zu verwenden (vgl. hierzu Abschnitt 5.3 dieses Aufsatzes).

Damit sind die logische Unmöglichkeit einer Privatsprache und der prinzipiell soziale Charakter von Sprache argumentativ erwiesen. Gleichzeitig wird der enge Zusammenhang zum Regelbegriff deutlich: Die Bedeutung eines Wortes kennen heißt die Regeln seines Gebrauchs beherrschen, und diese Regeln existieren nur im Gebrauch der Sprache, im Sprachspiel, sind diesem also nicht vorgeordnet. Einer Regel folgen ist eine normative Praxis (PU 202), bei der man etwas falsch machen kann, eine Praxis, die misslingen kann. Letztes Kriterium der Richtigkeit ist nicht die private Ostension, sondern der öffentliche Sprachgebrauch: Der „Käfer in der Schachtel“ kürzt sich weg; letztlich haben wir nur die Schachteln zum Kommunizieren (PU 293).

Die Radikalität dieses Ansatzes liegt also darin, dass wir uns immer in und zwischen Sprachspielen bewegen, dass es für uns kein Außerhalb aller Sprachspiele gibt. Daher verbleibt jede Erklärung der Bedeutung innerhalb der Sprache: „Die Bedeutung eines Wortes ist“ nichts anderes als „das, was die Erklärung der Bedeutung erklärt“ (PU 560)⁷. Die Sprachspiele bilden jedoch kein Gefängnis, aus dem wir lieber ausbrechen sollten; eher handelt es sich – so eine Metapher von Hans Julius Schneider – um erweiterbare Gerüste, in denen wir herumklettern, die wir erweitern und verändern können (1995:115); dies relativiert sozusagen die „Abrichtung“: Wir wachsen in unsere Sprachspiele und Lebensformen hinein, ohne sie uns aussuchen zu können, haben aber dann die Möglichkeit, sie gestaltend zu verändern.⁸

Die Tragweite des Sprachspielbegriffs ist jedoch immer wieder verkannt worden. Zum Beispiel von Peter Sloterdijk, der zwar zu Recht den Übungscharakter des wittgensteinschen Philosophierens betont und die „Sprachspieltheorie“ treffend als „Trainigstheorie“ charakterisiert (2009:228), im selben Atemzug aber auch die These vertritt, Wittgenstein sei als Kind der Moderne philosophisch im Jahr 1918, also beim *Tractatus*, stehengeblieben (228) und habe dann, obwohl er eigentlich

7 Zu dieser programmatischen Bemerkung, die Tugendhat nicht zu Unrecht als den Grundsatz der sprachanalytischen Philosophie bezeichnet hat (1994:197ff.), findet sich im sogenannten *Big Typeskript* eine interessante Variation: „Die Grammatik erklärt die Bedeutung der Wörter, soweit sie zu erklären ist. Und zu erklären ist sie soweit, als nach ihr gefragt werden kann; und nach ihr fragen kann man soweit, als sie zu erklären ist. Die Bedeutung ist das, was wir in der Erklärung der Bedeutung eines Wortes erklären“ (BT:37).

8 Dies bedeutet natürlich nicht, dass *einzelne* Sprecher die Sprachspiele, geschweige denn die Sprache als ganze, *willentlich* verändern können; jedoch wird hier die Auffassung vertreten, dass Parole und Langue in einem wechselseitigen Bedingungsverhältnis stehen und dementsprechend auch beide am Sprachwandel beteiligt sind: Intentionale Sprech- und Schreibhandlungen sind die Basis sprachlicher Veränderungen und führen diese sozusagen indirekt, im Sinne eines Invisible-hand-Prozesses, herbei. Vgl. hierzu Keller (2003).

einen ethischen Elitismus à la Nietzsche im Auge hatte (222), nur noch die „pseudo-neutrale Sprachspiellehre“ (226) zustande gebracht. In diesem Sinne spricht Sloterdijk von einer „subtilen Verlogenheit der Sprachspiel-Theorie“ (224). Damit geht er der Spielmetapher auf den Leim, glaubt in ihr eine gewisse Seichtheit ausmachen zu können. Wie die Darstellung der wittgensteinschen Konzeption zeigen sollte, ist dies gewiss unangemessen. Viel eher kann man wiederum Hans Julius Schneider (1995:116) zustimmen, wenn er schreibt: „Die Grenzen eines Sprachspiels können sich sehr wohl auch an blutigen Nasen zeigen. Diese Grenzen namhaft zu machen kann aber nicht anders als aus einer bestimmten Sicht geschehen.“ – Die Sprachspiel-Metapher verdeutlicht die prinzipielle Perspektivität menschlicher Kommunikation. Letztlich haben wir nichts als unsere Zeichen, um uns zu verständigen, aber dies ist – positiv gewendet – eine ganze Menge:

Wenn man aber sagt: ‚Wie soll ich wissen, was er meint, ich sehe ja nur seine Zeichen‘, so sage ich: ‚Wie soll er wissen, was er meint, er hat ja auch nur seine Zeichen‘. (PU 504)

Vor dem Hintergrund der ‚Privatsprachen-Argumentation‘⁹ lässt sich diese Formulierung als Grundsatz einer linguistischen Medialitätstheorie bzw. einer performanzorientierten Linguistik begreifen. Kommunikative Inhalte sind stets medial vermittelt, da sie sich in Zeichen materialisieren müssen. Was in der sprachlichen Kommunikation in Erscheinung tritt und daher auch Gegenstand der linguistischen Analyse sein sollte, sind gesprochene, geschriebene und gebärdete Sprachzeichen. Wittgensteins medialitätstheoretischer Grundsatz steht in der Tradition der humboldtschen Sprachphilosophie und befindet sich im Einklang mit der von Linz und Jäger formulierten erkenntnistheoretischen Basisannahme, dass Medialität insofern als notwendige Bedingung für das Mentale zu betrachten sei, als „sich das ‚interne‘ mentale System nur über seine ‚externe‘ Zeichenspur als mentales System zu konstituieren vermag“ (2004:11). Wittgenstein liefert mit seinen Argumentationen zur Unmöglichkeit einer privaten Sprache den Nachweis dafür, dass sogar die Bezugnahme auf Mentales in einem öffentlichen Sprachgebrauch verankert sein muss.

9 Ich setze den gängigen Ausdruck *Privatsprachen-Argumentation* in Anführungszeichen, da es sich bei der sogenannten ‚Privatsprachen-Argumentation‘ in Wirklichkeit um eine ganze Reihe unterschiedlicher Argumentationen und Szenarien handelt, die einander kreuzen und überschneiden, sich jedoch keineswegs auf ein einziges Argument reduzieren lassen.

5. Die Sprachspielkonzeption in der Linguistik

Wittgensteins Würdigung durch die heutige Disziplin Germanistische Sprachwissenschaft steht in keinem angemessenen Verhältnis zu seiner tatsächlichen Bedeutung für das Fach. Symptomatisch hierfür ist, dass er in linguistischen Einführungen meistens nur am Rande (Linke, Nussbaum & Portmann 2004) oder auch gar nicht (Meibauer et al. 2007) erwähnt wird. Dies mag zum einen daran liegen, dass Wittgensteins Konzeptionen und Begriffe, so wie sie vorliegen, kaum operationalisierbar sind; zum anderen daran, dass seine sprachphilosophischen Überlegungen von anderen, in der Linguistik früher und stärker rezipierten Theorien überlagert wurden, obwohl diese Theorien neuer sind und eindeutige Parallelen zu Wittgensteins Arbeiten aufweisen: Dies gilt insbesondere für die Sprechhandlungstheorien Austins und Searles, aber z. B. auch für die Prototypensemantik.

In den folgenden Unterabschnitten sollen a) einige Wege skizziert werden, auf denen die Sprachspielkonzeption in die linguistische Theoriebildung gelangte, und b) Anstöße gegeben werden, in welchen Gebieten sie künftig eine prominentere Rolle spielen könnte.

5.1 Pragmatik (Sprechhandlungstheorie, Ethnomethodologie/Konversationsanalyse)

Am deutlichsten und historisch nachvollziehbarsten ist sicherlich Wittgensteins Bedeutung für die linguistische Pragmatik. In Meibauers *Einführung in die Pragmatik* wird er allerdings mit keinem Wort erwähnt, in Levinsons internationalem Standardwerk *Pragmatik* immerhin an zwei Stellen: einmal bei der Erläuterung des philosophischen Hintergrunds der Sprechhandlungstheorie (2000:248f.), dann noch einmal bei den Einflüssen derselben auf die „Ethnographie des Sprechens“ à la Hymes und Gumperz (303–305). Wenn auch nur am Rande, so betont Levinson doch immerhin die „Wirksamkeit von Wittgensteins Begriff des Sprachspiels“, auch im Vergleich zum Begriff des Sprechakts (304f.). Der Sprachspielbegriff sei umfassender, er mache die Vielfalt der „Sprechereignisse“ deutlicher.

Auch wenn Levinson also die Relevanz der Sprachspielkonzeption durchaus im Blick hat und die Parallelen zur austinschen Variante der Sprechhandlungstheorie hervorhebt (248f.), stellt er – m. E. mindestens voreilig – die These auf, Austin sei von Wittgensteins späteren Arbeiten „sicher nicht beeinflusst“ worden (249). Dabei bezieht sich Levinson insbesondere auf Furberg (1971:50ff.) und hebt dabei hervor, dass beide Philosophen ihre späteren Theorien etwa zur selben Zeit erarbeiteten; Austin hielt die Vorlesungen, auf deren Grundlage „How to Do Things with Words“ entstand, letztmalig im Jahre 1955, die *Philosophi-*

schen Untersuchungen erschienen 1953, und „Wittgensteins Ideen aus den späten dreißiger Jahren lagen nur als Manuskripte vor“ (Levinson 2000:249, FN 2). Hierzu ist historisch anzumerken, dass die Sprachspielidee bereits in den frühen Dreißigerjahren entwickelt wurde, z. B. im „Blauen Buch“, einem Typoskript, das – entgegen Wittgensteins Willen – kurz nach seiner Niederschrift in Cambridge vervielfältigt und in Umlauf gebracht wurde. Monk berichtet in seiner Wittgenstein-Biographie, dass bis Ende der Dreißigerjahre zahlreiche Mitglieder der philosophischen Fakultät Oxford, wo bekanntlich zu dieser Zeit auch Austin lehrte, im Besitz des Buches waren (1994:359). Von daher gesehen kann man zwar weder beweisen, dass Austin die Konzeption kannte, noch dass er sie nicht kannte; aber Ersteres erscheint doch wahrscheinlicher, zumal er in der 8. Vorlesung von „How to Do Things with Words“ auch mehrfach auf die ‚Gebrauchstheorie‘ der Bedeutung, die damals bereits im Schwange war und Wittgenstein zugeschrieben wurde, Bezug nahm:

Darüber hinaus zeigt sich hier, daß man den Ausdruck ‚Gebrauch der Sprache‘ oder ‚Gebrauch eines Satzes‘ verschieden gebrauchen kann; ‚Gebrauch‘ ist ganz hoffnungslos mehrdeutig oder allgemein, ganz wie auch das Wort ‚Bedeutung‘, über das man sich jetzt gern lustig macht. ‚Gebrauch‘, der Nachfolger, ist da nicht viel besser dran. Wir können für eine bestimmte Gelegenheit den ‚Gebrauch eines Satzes‘ im Sinne des lokutionären Aktes vollständig erklären, ohne seinen Gebrauch im Sinne des illokutionären Aktes auch nur zu streifen. (Austin 1979:118)

Hier zeigt sich, dass Austin mit der Grundidee einer ‚Gebrauchstheorie‘ der Bedeutung schon einverstanden war, diese aber als zu undifferenziert und unterterminologisch empfand – genau hier liegt m. E. eine Möglichkeit, die beiden Konzeptionen zusammenzuführen. Austin arbeitet verschiedene Aspekte von Sprechhandlungen genau heraus; eine Differenzierung, die später von seinem Schüler Searle mit kleinen Modifikationen übernommen wurde. Bereits bei Searle war allerdings eine immer stärkere Fixierung auf den einzelnen Sprecher und auf den illokutionären Akt erkennbar, eine Tendenz, die sich in der Rezeption der Sprechhandlungstheorie, z. B. bei Habermas, aber auch in der Germanistischen Linguistik der ‚pragmatischen Wende‘ fortsetzte. Betrachtet man Austin (nicht Searle) heute noch einmal neu¹⁰ und zwar von Wittgensteins Sprachspielkonzeption her, so sieht man in der Tat starke Parallelen. Was Wittgenstein die „Rolle“ einer Äußerung im Sprachspiel nennt (PU 21), hat große Ähnlichkeiten mit Austins „illocutionary

10 In Rolf (2009) wird Austins Begriff der performativen Äußerung aus verschiedenen theoretischen Perspektiven neu beleuchtet und seine systematische Relevanz für die heutige Sprachwissenschaft herausgearbeitet.

force“ (1975:100). Auch hat Austin den Aspekt der Interaktivität, der mit der Kategorie des perlokutionären Aktes und dem „securing of *uptake*“¹¹ (Verständnissicherung) erfasst werden soll, durchaus noch im Blick. – Wittgensteins umfassenderes Bild vom Sprachspiel würde für eine moderne, revidierte Sprechhandlungstheorie, welche die Perlokution stärker berücksichtigt, einen geeigneten Rahmen bilden: Sprechhandlungen sind einzelne Züge in interaktiven Sprachspielen.

Eine solche ‚Wittgenstein-Lesart‘ der Sprechhandlungstheorie würde diese auch anschlussfähiger machen im Hinblick auf ethnomethodologische und konversationsanalytische Ansätze, die die Sprecherfixiertheit des searleschen Ansatzes zu Recht bemängeln. Parallelen zwischen Wittgenstein und Garfinkel werden z. B. von Auer in seinem Buch *Sprachliche Interaktion* herausgearbeitet (1999:128ff.). Ebenso wie Wittgenstein empfiehlt Garfinkel, das sprachliche Handeln, die konkrete Performanz, möglichst genau zu beschreiben, anstatt nach psychologischen oder metaphysischen Erklärungen des ‚Dahinterliegenden‘ zu suchen.¹² Beide Autoren interessieren sich für die „Struktur des Alltagslebens“ (Auer 1999:128). Die wichtigsten Dinge bemerkt man nicht, weil man sie – so Wittgenstein – „immer vor Augen hat“; sie sind uns nicht durch ihre Kompliziertheit und Mystizität, sondern durch „ihre Einfachheit und Alltäglichkeit“ verborgen. Daher ist eine Phänomenologie von Alltagserscheinungen¹³ im Sinne der Ethnomethodologie eine Vorgehensweise, die Wittgenstein sicher begrüßt hätte und die sich theoretisch zusätzlich auf ihn stützen kann. Der Ethnomethodologie zufolge sind die Sinngebungsverfahren und Kategorien, mit denen die Mitglieder einer Gemeinschaft umgehen, der eigentliche Gegenstand der Soziologie und auch der Konversationsanalyse. Erst auf solchen Sinngebungsverfahren, solchen „primären Konstrukten“ werden wissenschaftliche Kategorien als „sekundäre Konstrukte“ aufgebaut (Auer 1999:129): Ethno-Methoden der Sinngebung sind demnach für jedes soziale Handeln maßgeblich, und insofern ist es letztlich gleichgültig, an welcher Stelle man mit dem Forschen anfängt und an welcher man es wieder abbricht (Prinzip der ‚ethnomethodologischen Indifferenz‘). Auf diese Weise entledigt sich die Ethnomethodologie eines theoretischen und methodologischen Systemzwangs. Auch hier zeigt sich eine deutliche Parallele zu Wittgensteins Methode des Beispielgebens:

Die eigentliche Entdeckung ist die, die mich fähig macht, das Philosophieren abzubrechen, wann ich will. – Die die Philosophie zur Ruhe bringt, so daß sie

11 Austin (1975:117) (Hervorhebung im Original).

12 Vgl. etwa Garfinkel (1967).

13 Zu Recht verweist Levinson auch auf den engen Zusammenhang zwischen Sprachspiel- und *Frame*-Begriff (2000:305).

nicht mehr von Fragen gepeitscht wird, die sie selbst in Frage stellen. – Sondern es wird nur an Beispielen eine Methode gezeigt, und die Reihe dieser Beispiele kann man abbrechen. – Es werden Probleme gelöst (Schwierigkeiten beseitigt), nicht ein Problem. (PU 133)

5.2 Textlinguistik/Text und Bild

In der Textlinguistik wurde und wird u. a. Wittgensteins Begriff der Familienähnlichkeit rezipiert, der eng mit dem Sprachspielkonzept verbunden ist. Mit dem Begriff der Familienähnlichkeit (PU 65ff.) richtet sich Wittgenstein gegen die traditionelle ‚Wesensmetaphysik‘, die davon ausgeht, dass alle Gegenstände, die unter einen Begriff fallen, mindestens ein gemeinsames Merkmal aufweisen müssen. Wittgenstein macht dagegen geltend, dass ein solches gemeinsames Wesensmerkmal für den sinnvollen und angemessenen Gebrauch sprachlicher Ausdrücke weder notwendig noch hinreichend ist; es genüge, dass die Erfüllungsgegenstände von Begriffen „familienähnlich“, d. h. über „Zwischenglieder“ (PU 122) miteinander verwandt seien. Wittgenstein veranschaulicht dies wiederum am Beispiel des Wortes *Spiel*: Viele, aber nicht alle Spiele sind unterhaltend; bei vielen, aber nicht bei allen Spielen gibt es ein Gewinnen und ein Verlieren; bei vielen, nicht bei allen Spielen gibt es Konkurrenz; Geschick spielt bei unterschiedlichen Spielen eine unterschiedliche Rolle, usw. (PU 66). – Nach dieser Analyse des Begriffs ‚Spiel‘ gelangt Wittgenstein zu folgendem Schluss:

Wir sehen ein kompliziertes Netz von Ähnlichkeiten, die einander übergreifen und kreuzen. Ähnlichkeiten im Großen und Kleinen.

Ich kann diese Ähnlichkeiten nicht besser charakterisieren als durch das Wort ‚Familienähnlichkeiten‘; denn so übergreifen und kreuzen sich die verschiedenen Ähnlichkeiten, die zwischen den Gliedern einer Familie bestehen: Wuchs, Gesichtszüge, Augenfarbe, Gang, Temperament, etc. etc. – Und ich werde sagen: die ‚Spiele‘ bilden eine Familie. (PU 66f.)

Das Familienähnlichkeitskonzept gelangte auf indirektem Wege in die Textlinguistik. Barbara Sandig bediente sich der Prototypentheorie, die am Familienähnlichkeitskonzept orientiert ist, um die Aporien einer ‚Wesensdefinition‘ des Begriffs ‚Text‘ zu entgehen. Sie fasst ‚Text‘ als ein „prototypisches Konzept“ (2000a) auf und überträgt dieses Konzept dann auch auf „Sprache-Bild-Texte“, z. B. Werbeplakate und Zeitschriftenartikel (2000b).

Diese Idee wird in Stöckls stark rezipiertem Buch *Die Sprache im Bild – das Bild in der Sprache* (2004) aufgegriffen, indem er prototypische Textualitätskriterien wie Kohärenz, Kohäsion und Intentionalität/Funktion auch auf Bilder für sich betrachtet anwendet. Stöckl beschreibt das Zusammenspiel von Sprache und Bild im massenmedialen

Text und gelangt dabei – ähnlich wie Scholz (2004) und in Anlehnung an Wittgenstein – zu einer Art Gebrauchstheorie der Bilder:

Ein konkretes Bild zu gebrauchen bedeutet, es zeichenhaft in einer sozialen wie kommunikativen Handlung einzusetzen. Dies impliziert die ebenfalls in Analogie zum Funktionieren von Sprache entwickelte Vorstellung von piktorialen Sprechakten [...]. In diesem Sinne und in Anlehnung an das Wittgenstein'sche Diktum von den Sprachspielen (auch Zeichenspielen) kann man davon sprechen, dass sich die Bedeutung eines Bildes nur im Gebrauch zeigt. (Stöckl 2004:54)

Stöckl und Scholz können sich mit ihren pragmatischen Bildtheorien in der Tat auf die Sprachspielkonzeption stützen. Wittgenstein lädt förmlich dazu ein, den Gebrauch von Bildern mit dem von Sprache zu vergleichen; auch finden sich in den *Philosophischen Untersuchungen* einige Textstellen, wo bildliche Darstellungen in Sprachspielen verwendet werden.¹⁴ An diesen Textstellen wird deutlich, dass Wittgenstein Vergleiche zwischen Sprache und Bild, wie Stöckl sie anstellt, für sinnvoll und fruchtbar hielt (v. a. PU 522). Beispielsweise ist die Rede davon, dass Bilder wie auch Worte etwas „mitteilen“ können (PU 280). Verbales und Bildliches sind in Sprachspielen auf unterschiedliche Weisen miteinander verwoben (PU 8, 23, 86); auch deutet Wittgenstein an, dass bildliche Darstellungen, z. B. Zeichnungen, in Sprachspielen manchmal an die Stelle von verbalen Beschreibungen treten können (PU 23).¹⁵ Scholz (2004:158f.) führt verschiedene „Bildspiele“ (z. B.: nach einer Zeichnung etwas herstellen) und „Sprache-Bild-Spiele“ (z. B.: ein Bild beschreiben) an und verdeutlicht damit die Nähe zu Wittgensteins Ansatz. Auch versucht er, ebenso wie Stöckl, die Kategorie des Sprechakts, nun in der Gestalt des piktorialen Aktes bzw. „Bildaktes“, in die Sprachspielkonzeption zu integrieren. Eine solche Herangehensweise ist vor allem im Hinblick auf stark konventionalisierte Bilder, insbesondere Piktogramme wie Toilettenschilder oder Hundewarnschilder, plausibel: Mit dem Hundebild kann man ebenso warnen wie mit der sprachlichen Warnung; es kann dieselbe Rolle im Sprachspiel erfüllen (vgl. Scholz 2004:159f.; vgl. auch Liebert 2007).

In ihrer Monographie über Handlungstheorien des Bildes (2009) kritisiert Silvia Seja sowohl Scholz' als auch Stöckls Ansatz: Anders als Muckenhaupt (1986) unterschieden beide nicht zwischen dem Gebrauch *als* Bild und dem Gebrauch *von* einem Bild, oder, anders ausgedrückt, zwischen den Fragen: ‚Wann wird ein Gegenstand als Bild gebraucht?‘

14 PU 8, 22, 23, 86, 280, 291, 522, 526; PU:309. – Man denke auch an Wittgensteins Diskussion des berühmten Hasen-Enten-Kopfes sowie anderer Zeichnungen in PU II:519ff.

15 Vgl. Scholz (2004:158, FN 33).

und ‚Wie kann man Bilder gebrauchen?‘ (Seja 2009:52f.). Im zweiten Fall sei nämlich schon entschieden, dass es sich bei den betreffenden Gegenständen um Bilder handelt. Bei Bildern müsse, anders als bei Sprache (u. a. 57f., 72), zwischen dem Herstellungs- und dem Verwendungszusammenhang differenziert werden: Die Frage nach dem Bildstatus entscheide sich – so Seja mit Muckenhaupt – schon bei der Herstellung; *wie* dieses Bild dann gebraucht werde, in der konkreten Verwendungssituation (57). – Abgesehen davon, dass auch Scholz fein säuberlich zwischen Herstellungs- und Verwendungszusammenhang unterscheidet und dabei überzeugend verdeutlicht, dass letztlich der Verwendungszusammenhang über den Bildstatus entscheidet (Scholz 2004:154ff.), übersieht Seja hier die Analogie zwischen Bild und Schrift: Sie scheint lediglich gesprochene Sprache im Blick zu haben und vernachlässigt die Ähnlichkeit zwischen dem Herstellungszusammenhang bei Bildern und geschriebener Sprache. Eine Schrift, die wir nicht mehr entziffern können, ist für uns keine Schrift, ebenso wie ein Bild, das wir nicht als Bild erkennen. Anders als in der gesprochenen Sprache sind Herstellung, Verwendung und Verstehen bei der Schriftsprache zeitlich und räumlich in der Regel voneinander getrennt – gerade hier lassen sich interessante Ähnlichkeiten zwischen (Schrift-)Sprache und Bild herausarbeiten.¹⁶

Auch bei Scholz bleibt das Thema ‚Schrift‘ allerdings merkwürdig unterbelichtet, obwohl die Bezugnahme auf die geschriebene Sprache seine Argumentation eindeutig stützen würde und durch seinen Ansatz eigentlich auch nahegelegt wird. Dennoch wählt Scholz einen m. E. vielversprechenden Weg, indem er die wittgensteinsche Sprachspielkonzeption mit der Sprechhandlungstheorie und der goodmanschen Symboltheorie (vgl. Goodman 1998) verbindet. Auf dieser Basis entwickelt er eine pragmatisch orientierte Theorie des Bildverstehens.¹⁷ Auch liefert die Sprachspielkonzeption m. E. eine geeignete theoretische Basis

16 Auch Sejas zweiter Einwand gegen Stöckl und Scholz läuft ins Leere: Sie ist der Auffassung, dass Sprechhandlungstheorie und Sprachspielkonzeption nicht zusammenpassten, da Sprachspiele dazu dienen, „Worten einen Sinn zu verleihen“, Sprechakte dagegen würden „mit bereits sinnvollen Ausdrücken vollzogen“ (71). Hier vermischt die Autorin ihre Interpretation der – in der Tat wenig hermeneutischen – Konzeption Searles mit der generellen Frage nach der Tragfähigkeit des Sprechhandlungskonzeptes. Wie in Abschnitt 5.1 gezeigt wurde, kommt Austins Ansatz demjenigen Wittgensteins recht nahe. – Was spricht dagegen, Sprechhandlungen als einzelne Züge in Sprachspielen zu betrachten? Der Sinn der geäußerten Worte muss immer verstanden und interpretiert werden, dabei ist auch die Frage zu beantworten, welche Sprechhandlung jeweils vollzogen wurde. Wäre die Sprechhandlungstheorie wirklich so starr und mechanisch, wie Seja sie darstellt, dann wäre systematisch kaum etwas mit ihr anzufangen.

17 Kritikwürdig ist auch, dass Seja die Neuauflage (2004) von Scholz’ Buch, in welcher diese Theorie viel ausführlicher entwickelt wird, nicht berücksichtigt.

für die Analyse multimodaler bzw. multimedialer Artefakte (z. B. Werbespots¹⁸) – Stöckl würde von multimodalen ‚Texten‘ sprechen –, da in Wittgensteins Modell Sprache und andere Medien wie Bild und Musik von vornherein miteinander interagieren.¹⁹

5.3 Grammatiktheorie/Systemlinguistik

Am wenigsten naheliegend ist vielleicht Wittgensteins Bedeutung für die Grammatiktheorie bzw. für die Systemlinguistik. Zwar verwendet er die Wörter *Grammatik* und *grammatisch* recht häufig, jedoch in einem ganz anderen Sinne als in der modernen Linguistik üblich. Er trennt nicht zwischen Syntax, Semantik und Pragmatik: Wenn man die Grammatik eines Wortes ermitteln möchte, so muss man die Regeln seines tatsächlichen Gebrauchs möglichst genau beschreiben (vgl. u. a. PU 90, 199, 664).

Den intrinsischen Zusammenhang von Syntax, Semantik und Pragmatik verdeutlicht Wittgenstein u. a. mit der Erfindung der „primitiven Sprache“ in PU 2 und PU 8, mittels derer ein „Bauender“ A und ein „Gehilfe“ B miteinander kommunizieren.²⁰ Die Grundform dieser ‚Sprache‘ besteht nur aus den ‚Wörtern‘ *Würfel, Säule, Platte, Balken*. Ruft A eines dieser ‚Wörter‘, so bringt B „den Stein, den er gelernt hat, auf diesen Ruf zu bringen“ (PU 2). Von Verständigung im engeren Sinne kann hier nicht die Rede sein, eher verhalten sich A und B wie Automaten (Stetter 1997:553), die nach einem einfachen Code funktionieren. Es handelt sich um ein kalkülartiges, abgeschlossenes System, um eine „vollständige primitive Sprache“, wie Wittgenstein es ausdrückt. ‚Vollständig‘ in dem Sinne, dass diese ‚Sprache‘ nur aus vier Signalen besteht, die ihren – wenn auch sehr begrenzten – Zweck erfüllen. Für Phantasie und auch für Irrtum ist hier kein Platz. Natürlich könnte B aufgrund einer technischen Fehlfunktion einen ‚falschen‘ Stein apportieren. Der ‚Sprecher‘ A dagegen könnte keine sprachlichen Fehler machen: Egal, welches der vier Signale er ausruft, B kann immer angemessen darauf reagieren. Dass hier nichts misslingen kann, hängt offenbar mit der Tatsache zusammen, dass diese Sprache keine Syntax hat. Dies ändert sich in PU 8, wo Wittgenstein die ‚primitive Sprache‘ um weitere Kategorien – er spricht auch von „Wortarten“ (PU 17) – erweitert. Neben den genannten vier ‚Benennungen‘ gibt es nun auch „Zahlwörter“ (*a, b, c, ..., z*), ‚Zeigewörter‘ (*dieses, dorthin*) sowie eine

18 Vgl. hierzu Schneider & Stöckl (2011).

19 Dies gilt sogar schon für die „primitive Sprache“, die Wittgenstein in PU 2 und PU 8 entwirft: Dort werden rudimentäre ‚Sprachzeichen‘ beim Kommunizieren mit ‚Farbmustern‘ kombiniert.

20 Zum Folgenden vgl. die ausführlichere Darstellung in J. G. Schneider (2008:76ff.).

Reihe von Farbmustern, sodass sich, anders als in PU 2, verschiedene syntaktische Kombinationsmöglichkeiten ergeben: z. B. *d-Platte-dort-hin* bei gleichzeitigem Deuten auf eine Stelle des Bauplatzes und Hochhalten eines Farbmusters. (Die angemessene Reaktion des Gehilfen bestünde in diesem Beispielfall also darin, vier Platten des vorgezeigten Musters zu der besagten Stelle zu bringen.)

Die fiktive „Sprache“ des Bauenden A und des Gehilfen B ist ein Beispiel dafür, wie Wittgenstein die „Erscheinungen der Sprache an primitiven Arten ihrer Verwendung“ studiert, um das Funktionieren unserer tatsächlichen, komplexen Sprache klarer sehen zu können (PU 5). Das Modell, welches Wittgenstein in PU 2 entwirft und in PU 8 erweitert, besagt im Hinblick auf moderne linguistische Grammatiktheorien vor allem Folgendes: Die Herausbildung formal-semantischer Kategorien²¹ und die Entstehung einer Syntax sind zwei Aspekte ein und desselben Vorgangs, zwei Seiten ein und derselben Medaille. Zwar haben Linguisten Methoden entwickelt, von dieser Einheit zu abstrahieren, indem sie Syntax, Semantik und Pragmatik ex post voneinander isolieren und begrifflich auseinanderdividieren; faktisch jedoch wirken diese Aspekte in der Kommunikation immer zusammen. Faktisch gibt es keine autonomen syntaktischen Strukturen: Semantische Kategorien können sich nur in Differenz zueinander, d. h. im Rahmen einer Syntax herausbilden, und umgekehrt. Das Ganze immer eingebettet in kulturell eingespielte Handlungszusammenhänge. Darüber hinaus zeigt sich hier, dass die Herausbildung syntaktischer Kategorien offenbar mit der Möglichkeit einhergeht, sich semantisch zu irren, wobei Irrtum einfach besagt, dass auf bestimmte Ausdrücke – hier z. B. vielleicht auf den Ausdruck *a-b* – nicht angemessen reagiert werden kann und sie insofern misslingen, als sie nicht zum Spiel passen. Dies kann sich aber potentiell mit der Zeit ändern, die Regeln können im Gebrauch modifiziert werden (vgl. PU 17–19).

Die Argumentation zur Einheit von Syntax, Semantik und Pragmatik lässt sich auch auf das Problem der privaten Sprache beziehen: Bei den „Wörtern“ *Würfel, Säule, Platte, Balken* in PU 2 handelt es sich nicht um ‚Benennungen‘, es handelt sich gar nicht um sprachliche Zeichen, sondern lediglich um Signale. Nach einer Benennung kann ein Kind nämlich erst dann sinnvoll fragen, wenn es sich bereits in einem differentiellen Sprachsystem bewegt; von ‚Benennungen‘ kann erst dann die Rede sein, wenn es andere semantische Kategorien gibt, von denen sie sich unterscheiden lassen (PU 30f.).

21 Zum Begriff der formalen Semantik vgl. Tugendhat (1994:35ff.).

Dieses Prinzip der Differenz verdeutlicht Wittgenstein auch an anderen Stellen der *Philosophischen Untersuchungen* (v. a. PU 20, 199) sowie im *Braunen Buch* (BrB:118) und im Big Typescript (BT:93). Die Grundfrage lautet hier: Was meinen wir, wenn wir sagen, dass das Wort ‚Platte‘ in unserer Sprache eine ganz andere Bedeutung hat als in Wittgensteins „primitiver Sprache“? – Im Unterschied zu A und B können wir das Wort in verschiedenste syntaktische Kontexte einbetten und dementsprechend Verschiedenstes damit tun und meinen. Im *Braunen Buch* findet sich hierzu folgende Variation der entsprechenden Ausführungen aus den *Philosophischen Untersuchungen*:

Denken wir uns folgende Fragestellung: ‚Wenn jemand den Befehl gibt ‚Bring mir eine Platte!‘, muß er ihn als Satz von vier Wörtern meinen; kann er ihn nicht auch als ein (langes, zusammengesetztes) Wort meinen, dem einen Worte ‚Platte!‘ entsprechend?‘ – Wir werden geneigt sein, zu antworten, daß er die vier Wörter meint, wenn er ‚Bring mir eine Platte!‘ im Gegensatz zu andern Sätzen gebraucht, welche diese Wörter in andern Zusammenstellungen enthalten; wie etwa ‚Bring mir 2 Platten!‘, ‚Bring mir einen Würfel!‘, etc. etc. – Aber was heißt es, den einen Befehl im Gegensatz zu diesen andern gebrauchen? (BrB:118; vgl. PU 20)

Den Befehl „im Gegensatz zu diesen andern gebrauchen“ heißt – so Wittgenstein weiter –, dass in unserer Sprache „jene andern Kombinationen vorkommen“ (ebd.).²² Dies bedeutet jedoch nicht, dass diese anderen Kombinationen, diese anderen Syntagmen, uns bewusst sind oder „vorschweben“ (PU 20), sondern dass wir sie im Sinne eines Knowing-how beherrschen (PU 199) und daher in der Lage sind, einen Befehl wie *Bring mir eine Platte!* nicht nur als Befehl, sondern auch als Satz von vier Wörtern meinen und verstehen zu können.²³ Das differentielle Zeichensystem Sprache eröffnet uns – so drückt es Ferdinand de Saussure in seinen erst 1995 entdeckten „Gartenhaus-Notizen“ aus – immer verschiedenste „Bedeutungsräume“ (2003:148), Spielräume des Gebrauchs, die gleichermaßen sozial und individuell sind, die sich permanent verändern und dennoch Spielräume bleiben.

Ebenso wie der Saussure der Quellentexte (vgl. Jäger 2003 und 2010) betrachtet auch der späte Wittgenstein Zeichendifferenzen im Gebrauch – man kann bei beiden von einer Pragmatisierung des Differenz-Prinzips sprechen (vgl. Schneider 2008:148ff.). Folgt man heute als Sprachwissenschaftler diesem Gedanken, so hat es wenig Sinn, die ‚Systemlinguistik‘ starr von der ‚Pragmalinguistik‘ abzutren-

22 Im *Big Typescript* heißt es dementsprechend: „Einen Satz verstehen heißt, eine Sprache verstehen. Jeder Satz einer Sprache hat nur Sinn im Gegensatz zu anderen Wortzusammenstellungen derselben Sprache“ (BT:93; vgl. PU 199).

23 Diese pragmatische Wendung des Gedankens, dass wir einen Satz als ‚aus Teilen bestehend‘ meinen können, verweist implizit auf das linguistische Problem syntagmatischer und paradigmatischer Relationen.

nen: Die Grammatikschreibung und die Grammatiktheorie bedürfen einer pragmatischen Fundierung. Hier zeigt sich die große Nähe zwischen Wittgensteins Ansatz und den aktuellen *Usage-Based Theories*, die in der Spracherwerbsforschung und in der Grammatiktheorie zunehmend an Bedeutung gewinnen. So ist es kaum verwunderlich, dass Michael Tomasello, einer der wichtigsten Vertreter dieser Strömung, jedes Kapitel seines Buches *Constructing a Language* (2003) mit einem Wittgenstein-Zitat als Motto beginnen lässt. Ebenso wie Wittgenstein ist auch Tomasello der Auffassung, dass es keine semantisch leeren Sprachregeln gibt (2003:99) und dass syntaktische Muster sich stets im diskursiven Gebrauch einspielen müssen. Das Programm der Grammatikalisierungsforschung „Grammatik ist geronnener Gebrauch“ (Haspelmath 2002) hätte Wittgenstein so unterschrieben.

Wie in Abschnitt 4 gezeigt wurde, führt die ‚Privatsprachen-Argumentation‘ auf geradem Weg zu einer performanz- und medialitätsorientierten Sprachwissenschaft. Aus dieser Perspektive betrachtet rückt die Medialitätsforschung, insbesondere die Forschung um Mündlichkeit und Schriftlichkeit, ins Zentrum der ‚Systemlinguistik‘, denn nach Wittgenstein haben wir letztlich nichts anderes als unsere gesprochenen, geschriebenen und gebärdeten Performanzen. Eben weil Sprache ein Medium ist, hat sie auch notwendigerweise eine materielle Seite. Diese Materialität ist aber kein Mangel, sondern konstitutiv für unsere Sprach- und Kommunikationsfähigkeit. Dem gegenüber steht das metaphysische Postulat ‚medienneutraler Reinheit‘, welches von Wittgenstein immer wieder in Frage gestellt und kritisiert wird:

Ist es, quasi, eine Verunreinigung des Sinnes, daß wir ihn in einer bestimmten Sprache, mit ihren Zufälligkeiten, ausdrücken, und nicht gleichsam körperlos und rein? (PG:108; vgl. auch PU 105–107)

In diesem Sinne kann sich gerade auch die aktuelle Gesprochene-Sprache-Forschung, die sich um genaue Transkriptionen und Beschreibungen tatsächlicher Performanzen bemüht und sich als eine Linguistik der „lebendigen Rede“ (Günthner 2003) versteht, theoretisch auf Wittgenstein berufen – und auch von ihm profitieren. Auers Idee der Online-Syntax (2000, 2005) steht im genauen Einklang mit Wittgensteins medialitätstheoretischem Grundsatz (PU 504) und konkretisiert diesen im Hinblick auf die gesprochene Sprache und ihre zeitliche Prozessierung. Syntaktische Projektionen in „Echtzeit“ führen an vielen Stellen zu andersartigen syntaktischen Konstruktionen als offline erzeugte schriftsprachliche Sätze. Aber auch eine Schrifttheorie, die die geschriebene Sprache als ein eigenständiges Medium begreift und nicht bloß als eine sekundäre Darstellung der gesprochenen Sprache, ist mit der Sprachspielkonzeption kompatibel: Sprachspiele können natürlich auch mit Schriftzeichen gespielt werden.

6. Schlussbemerkung – Sprachkompetenz als Sprachspielkompetenz

„Die Betrachtung muß gedreht werden, aber um unser eigentliches Bedürfnis als Angelpunkt.“ (PU 108)

Was Wittgenstein einer heutigen kommunikationsorientierten Linguistik vor allem geben kann, ist ein ‚holistischer‘ Blick auf unsere menschliche Sprache und unser menschliches Sprachvermögen. Sprachkompetenz lässt sich in seinem Sinne als Sprachspielkompetenz begreifen: Sie erschöpft sich nicht im Beherrschen syntaktischer Regeln, sondern ist – so ließe es sich vielleicht zusammenfassen – die menschliche Fähigkeit, (gesprochene, geschriebene oder gebärdete) sprachliche Ausdrücke in Differenz zueinander und in konkreten, mehr oder weniger regelgeleiteten kommunikativen Praktiken situationsangemessen verwenden zu können.²⁴

Der späte Wittgenstein stand Theorieentwürfen bekanntlich äußerst reserviert gegenüber; er entwickelte einen Stil und eine Methode, die er selbst treffend als das Entwerfen von „Landschaftsskizzen“ beschrieb, „die auf langen und verwickelten Fahrten entstanden sind“ (PU 232). Auf diesem Gebiet hat er es zu einer Meisterschaft gebracht, die einzigartig ist und die nachzuahmen ein hoffnungsloses Unterfangen wäre. Trotz Wittgensteins expliziter ‚Theorie‘-Abstinenz können Linguisten jedoch – so zumindest meine Auffassung – seine Theoriebausteine und Metaphern nutzen, um darauf eigene Theorien und empirische Forschungen aufzubauen. Wittgenstein ist ein wenig wie der Igel, der immer schon da ist, wenn der Hase wieder seine Runden gedreht hat. Was dieser Igel uns lehren kann, ist u. a. dies: Sprache ist nicht ‚eigentlich‘ System und wird dann ‚auch noch‘ gebraucht; Linguistik ist nicht eigentlich Systemlinguistik, und dann kommt auch noch etwas Pragmalinguistik hinzu. Vielmehr haben wir es de facto mit einer Einheit von Pragmatik, Semantik und Syntax zu tun. Die Beschreibung des Sprachzeichengebrauchs muss uns daher als Basis dienen – diese prinzipielle Performanzorientierung ist durch Wittgensteins Privatsprachenargumentation gut legitimiert und logisch begründet. Dennoch sind begriffliche und disziplinäre Unterscheidungen sinnvoll und für die empirische Forschung auch nötig. Ähnlich wie Wilhelm von Humboldt und

24 In J. G. Schneider (2008:176–245) wird ein solches Modell entwickelt und dabei drei Aspekte von Sprachspielkompetenz unterschieden: Typenbildungskompetenz (als die Fähigkeit, medialitätsbezogene syntaktische Typen zu erzeugen), Projektionskompetenz (als die Fähigkeit, sprachliche Muster ad hoc auf Situationen abbilden zu können) und transkriptive Kompetenz (als die Fähigkeit, sich in und zwischen Medien bewegen zu können); vgl. auch die Kurzfassung in J. G. Schneider (2009).

Ferdinand de Saussure erinnert uns Wittgenstein immer daran, dass wir bei unseren theoretischen und begrifflichen Bemühungen jedoch keinen Gegenstand Sprache in seine Teile zerlegen, sondern neue Aspekte an diesem übermächtigen Gesamtphänomen entdecken und beleuchten.

7. Literaturverzeichnis und verwendete Abkürzungen

7.1 Verzeichnis der verwendeten Abkürzungen

- BIB Ludwig Wittgenstein: „Das Blaue Buch.“ In: *Werkausgabe in 8 Bänden* Bd. 5. Frankfurt/Main 1984.
- BrB Ludwig Wittgenstein: „Eine Philosophische Betrachtung (Das Braune Buch).“ In: *Werkausgabe in 8 Bänden* Bd. 5. Frankfurt/Main 1984.
- BT Ludwig Wittgenstein: Ludwig Wittgenstein, Wiener Ausgabe. Bd. 11 *The Big Typescript*. Wien 2000. [Zitiert mit Angabe der Seitenzahlen des Original-Typoskripts (rechter Randapparat).]
- PG Ludwig Wittgenstein: „Philosophische Grammatik.“ In: *Werkausgabe in 8 Bänden* Bd. 4. Frankfurt/Main 1984.
- PB Ludwig Wittgenstein: „Philosophische Bemerkungen.“ In: *Werkausgabe in 8 Bänden* Bd. 2. Frankfurt/Main 1984.
- PU Ludwig Wittgenstein: „Philosophische Untersuchungen.“ In: *Werkausgabe in 8 Bänden* Bd. 1. Frankfurt/Main 1984. [Der erste Teil wird als PU mit Angabe der Abschnittsnummer (ohne Seitenzahl), der zweite Teil als PU II mit Angabe der Seitenzahl zitiert.]
- Tlp Ludwig Wittgenstein: „Tractatus logico-philosophicus.“ In: *Werkausgabe in 8 Bänden* Bd. 1. Frankfurt/Main 1984. [Der Tractatus wird, wie üblich, mit der Dezimalnummerierung zitiert.]
- TS 211 Ludwig Wittgenstein: Ludwig Wittgenstein, Wiener Ausgabe. Bd. 8/1 *Typoskript 211*. Wien 2000.
- WWK Friedrich Waismann u. Ludwig Wittgenstein: „Wittgenstein und der Wiener Kreis. Gespräche aufgezeichnet von Friedrich Waismann.“ In: *Werkausgabe in 8 Bänden* Bd. 3. Frankfurt/Main 1984.

7.2 Literaturverzeichnis

- Auer, Peter: *Sprachliche Interaktion. Eine Einführung anhand von 22 Klassikern*. Tübingen 1999.
- Auer, Peter: „On line-Syntax – Oder: Was es bedeuten könnte, die Zeitlichkeit der mündlichen Sprache ernst zu nehmen.“ In: *Sprache und Literatur* 85 (2000), 43–56.
- Auer, Peter: „Syntax als Prozess.“ In: *InLiSt – Interaction and Linguistic Structures* 41 (2005). <<http://www.unipotsdam.de/u/inlist/issues/41/InLiSt41.pdf>> (Stand: 01.12.10).
- Austin, John Langshaw: *How To Do Things With Words*. Oxford 1975².
- Austin, John Langshaw: *How to Do Things with Words*. Oxford 1962. Dt. Zur Theorie der Sprechakte. Deutsche Bearbeitung v. Eike von Savigny. Stuttgart 1979².
- Fiehler, Reinhard: „Über zwei Probleme bei der Untersuchung gesprochener Sprache.“ In: *Sprache und Literatur* 85 (2000), 23–42.

- Furberg, Mats: *Saying and Meaning: A Main Theme in J. L. Austin's Philosophy*. Oxford 1971.
- Garfinkel, Harold: *Studies in Ethnomethodology*. Englewood Cliffs, New Jersey 1967.
- Glock, Hans-Johann: *Das Wittgenstein-Lexikon*. Übers. v. Ernst Michael Lange. Darmstadt 2000.
- Goodman, Nelson: *Sprachen der Kunst. Entwurf einer Symboltheorie*. Übers. v. Bernd Philippi. Frankfurt/Main 1998².
- Günthner, Susanne: „Eine Sprachwissenschaft der ‚lebendigen Rede‘. Ansätze einer Anthropologischen Linguistik.“ In: *Sprache und mehr. Ansichten einer Linguistik der sprachlichen Praxis*. Hg. v. Angelika Linke, Hanspeter Ortner u. Paul R. Portmann-Tselikas. Tübingen 2003, 189–208.
- Haspelmath, Martin: „Grammatikalisierung: Von der Performanz zur Kompetenz ohne angeborene Grammatik.“ In: *Gibt es eine Sprache hinter dem Sprechen?* Hg. v. Ekkehard König u. Sybille Krämer. Frankfurt/Main 2002, 262–286.
- Jäger, Ludwig: „Wissenschaft der Sprache. Einleitender Kommentar zu den Notizen aus dem Gartenhaus.“ In: *Ferdinand de Saussure. Wissenschaft der Sprache. Neue Texte aus dem Nachlaß*. Hg. u. mit einer Einleitung v. Ludwig Jäger. Übers. u. textkritisch bearbeitet v. Elisabeth Birk u. Mareike Buss. Frankfurt/Main 2003, 11–55.
- Jäger, Ludwig: *Ferdinand de Saussure. Zur Einführung*. Hamburg 2010.
- Keller, Rudi: *Sprachwandel. Von der unsichtbaren Hand in der Sprache*. Tübingen, Basel 2003³.
- Kenny, Anthony: *Wittgenstein*. Frankfurt/Main 1974.
- Kripke, Saul A.: *Wittgenstein on Rules and Private Language. An Elementary Exposition*. Oxford 1982.
- Levinson, Stephen C.: „Activity Types and Language.“ In: *Linguistics* 17 (1979) 5/6, 365–400.
- Levinson, Stephen C.: *Pragmatik*. Tübingen 2000³.
- Liebert, Wolf-Andreas: „Mit Bildern Wissenschaft vermitteln. Zum Handlungscharakter visueller Texte.“ In: *Mit Bildern lügen*. Hg. v. Wolfgang-Andreas Liebert u. Thomas Metten. Köln 2007, 175–191.
- Linke, Angelika, Markus Nussbaumer u. Paul R. Portmann: *Studienbuch Linguistik*. Tübingen 2004⁵.
- Linz, Erika u. Ludwig Jäger: „Einleitung zu: Medialität und Mentalität. Theoretische und empirische Studien zum Verhältnis von Sprache, Subjektivität und Kognition.“ In: *Medialität und Mentalität. Theoretische und empirische Studien zum Verhältnis von Sprache, Subjektivität und Kognition*. Hg. v. Ludwig Jäger u. Erika Linz. München 2004, 9–14.
- Meibauer, Jörg: *Pragmatik. Eine Einführung*. Tübingen 2001².
- Meibauer, Jörg, Ulrike Demske, Jochen Geilfuß-Wolfgang, Jürgen Pafel, Karl Heinz Ramers, Monika Rothweiler u. Markus Steinbach: *Einführung in die germanistische Linguistik*. Stuttgart 2007².
- Monk, Ray: *Wittgenstein. Das Handwerk des Genies*. Übers. v. Hans Günter Holl u. Eberhard Rathgeb. Stuttgart 1994.
- Muckenhaupt, Manfred: *Text und Bild. Grundfragen der Beschreibung von Text-Bild-Kommunikationen aus sprachwissenschaftlicher Sicht*. Tübingen 1986.

- Rolf, Eckard: *Der andere Austin. Zur Rekonstruktion/Dekonstruktion performativer Äußerungen – von Searle über Derrida zu Cavell und darüber hinaus*. Bielefeld 2009.
- de Saussure, Ferdinand: *Wissenschaft der Sprache. Neue Texte aus dem Nachlaß*. Hg. u. mit einer Einleitung v. Ludwig Jäger. Übers. u. textkritisch bearbeitet v. Elisabeth Birk u. Mareike Buss. Frankfurt/Main 2003.
- Sandig, Barbara: „Text als prototypisches Konzept.“ In: *Prototypentheorie in der Linguistik. Anwendungsbeispiele – Methodenreflexion – Perspektiven*. Hg. v. Martina Mangasser-Wahl. Tübingen 2000a, 93–112.
- Sandig, Barbara: „Textmerkmale und Sprache-Bild-Texte.“ In: *Bild im Text – Text im Bild*. Hg. v. Ulla Fix u. Hans Wellmann. Heidelberg 2000b, 3–30.
- Schmidt, Siegfried J.: *Texttheorie. Probleme einer Linguistik der sprachlichen Kommunikation*. München 1973.
- Schneider, Hans Julius: „„Spiegel der Natur“ oder Sprachspiel-Relativismus: Eine falsche Alternative.“ In: *Vernunft und Lebenspraxis. Philosophische Studien zu den Bedingungen einer rationalen Kultur. Für Friedrich Kambartel*. Hg. v. Christoph Demmerling, Gottfried Gabriel u. Thomas Rentsch. Frankfurt/Main 1995, 103–122.
- Schneider, Jan Georg: *Wittgenstein und Platon. Sokratisch-platonische Dialektik im Lichte der wittgensteinschen Sprachspielkonzeption*. Freiburg, München 2002.
- Schneider, Jan Georg: *Spielräume der Medialität. Linguistische Gegenstandskonstitution aus medientheoretischer und pragmatischer Perspektive*. Berlin, New York 2008.
- Schneider, Jan Georg: „Sprachkompetenz als Sprachspielkompetenz.“ In: *Theatralität des sprachlichen Handelns. Eine Metaphorik zwischen Linguistik und Kulturwissenschaften*. Hg. v. Mareike Buss, Stephan Habscheid, Sabine Jautz, Frank Liedtke u. Jan Georg Schneider. München 2009, 59–78.
- Schneider, Jan Georg u. Hartmut Stöckl (Hg.): *Medientheorien und Multimodalität. Ein TV-Werbepspot – sieben methodische Beschreibungsansätze*. Köln 2011.
- Scholz, Oliver: *Bild, Darstellung, Zeichen. Philosophische Theorien bildlicher Darstellung*. Frankfurt/Main 2004.
- Schulte, Joachim: *Wittgenstein. Eine Einführung*. Stuttgart 1989.
- Seja, Silvia: *Handlungstheorien des Bildes*. Köln 2009.
- Sloterdijk, Peter: *Du mußt dein Leben ändern. Über Anthropotechnik*. Frankfurt/Main 2009.
- Stetter, Christian: *Schrift und Sprache*. Frankfurt/Main 1997.
- Stöckl, Hartmut: *Die Sprache im Bild – Das Bild in der Sprache. Zur Verknüpfung von Sprache und Bild im massenmedialen Text. Konzepte – Theorien – Analysemethoden*. Berlin, New York 2004.
- Tomasello, Michael: *Constructing a Language. A Usage-Based Theory of Language Acquisition*. Cambridge/Massachusetts 2003.
- Tugendhat, Ernst: *Vorlesungen zur Einführung in die sprachanalytische Philosophie*. Frankfurt/Main 1994⁶.
- Wittgenstein, Ludwig: *Werkausgabe in 8 Bänden*. Frankfurt/Main 1984.
- Wittgenstein, Ludwig: Ludwig Wittgenstein, Wiener Ausgabe. Bd. 8/1 *Typoskript 211*. Hg. v. Michael Nedo. Wien 2000a.
- Wittgenstein, Ludwig: Ludwig Wittgenstein, Wiener Ausgabe. Bd. 11 *The Big Typescript*. Hg. v. Michael Nedo. Wien 2000b.